



„Bizvanen di gantse welt vet zayn bafrayt“

Mit jiddischer Musik minoritäre Allianzen schaffen

Isabel Frey | Foto: Michèle Pauty

Wie können jüdische Menschen Solidarität mit anderen Minderheiten aufbauen? Eine Reflexion darüber, wie mir das Eintauchen in die jiddische Kultur geholfen hat, meine jüdische Identität mit politischem Aktivismus und dem Aufbau minoritärer Allianzen zu kombinieren.

Wem „gehört“ die jüdische Kultur? Die Antwort ist nicht so einfach, wie es scheint. Gehört sie jüdischen Communities weltweit, oder nur jenen spezifischen, welche die gleiche Sprache oder ethnische Zugehörigkeit teilen? Gehört sie auch anderen Minderheiten, die sich aufgrund historischer Parallelen mit der jüdischen Kultur identifizieren? Gehört sie gar in gewisser Weise auch der Mehrheitsgesellschaft, deren Teil sie ist?

Jüdisch zu sein, bedeutet für mich, zwischen Partikularismus und Universalismus zu stehen. Einerseits die partikuläre Zugehörigkeit zu einer jüdischen Gemeinde in Wien, zu meiner Familie und der langen Geschichte des Wiener jüdischen Lebens und andererseits das Gefühl einer universellen Zugehörigkeit zu Minderheiten weltweit, die Erfahrungen von Ausgrenzung und Verfolgung, aber auch unheimlicher Widerstandskraft und Zusammenhalt teilen. Für mich bedeutet jüdisch zu sein auch, eine gewisse Solidarität mit

anderen stigmatisierten und diskriminierten Minderheiten zu haben – ja, vielleicht sogar mit allen unterdrückten Menschen auf der Welt.

Diese Spannung zwischen Partikularismus und Universalismus wird für mich am besten von jüdischen Minderheitensprachen verkörpert. Das sind hybride Sprachen, die von verschiedenen jüdischen Gemeinschaften gesprochen wurden oder werden und die meistens Elemente aus den liturgischen Sprachen, also Hebräisch und Aramäisch, mit Sprachen der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft zusammenbringen. Die größte dieser Sprachen war die jiddische Sprache, die vor der Shoah von fast elf Millionen Jüdinnen* und Juden gesprochen wurde. Zwar wurde Jiddisch in meiner bürgerlich-assimilierten Familie in der Habsburgermonarchie nicht gesprochen und sogar bewusst abgelehnt, doch habe ich mich in diese Sprache sowie in die jiddische Kultur und Musik

verliebt. Jiddisch, welches in hebräischen Alphabet geschrieben wird und viele slawische Elemente beinhaltet, aber aufgrund seiner gemeinsamen Wurzeln mit dem Mittelhochdeutschen für mich leicht verständlich ist, verkörpert meine jüdische Diaspora-Existenz: im Spannungsfeld zwischen vertikaler und horizontaler Zugehörigkeit, der lokalen Verankerung im Hier und Jetzt, den Spuren der Vergangenheit und der Vernetzung mit anderen Gemeinschaften weltweit.

Besonders angetan hat es mir die jiddische Musik, die aus verschiedenen Musiktraditionen über weite Teile der aschkenasisch-jüdischen Diaspora verbreitet war und auch heute noch ist. Dazu gehört etwa die Klezmer-Musik – Tanzmusik von professionellen jüdischen Musiker*innen aus der „alten Welt“ in Osteuropa – oder die mündlich-überlieferte Volksliedtradition mit Liedern für und aus dem Alltag von Frauen in traditionellen jüdischen Ge-

meinschaften, die jiddische Theaterszene des frühen 20. Jahrhunderts, die von Warschau über New York bis nach Buenos Aires reichte, oder auch die Protestlieder der jiddischen Arbeiter*innenbewegungen aus dem russischen Reich, Polen oder den Sweatshops in der Lower East Side. Diese Lieder sind zwar alt, doch lange nicht veraltet. Für mich sind sie oft von politischer Bedeutung, auch für die heutige Zeit: Migration, Ausbeutung, Sexismus, Repression und der Kampf für eine bessere Welt. Deshalb spiele ich diese Lieder nicht nur auf der Konzertbühne, sondern auch bei politischen Protesten.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich mit jiddischer Musik Solidarität mit verschiedenen Minderheiten ausdrücken kann. Ich habe meine Lieder auf Protestveranstaltungen gegen die unmenschlichen Zustände in den Flüchtlingslagern an den europäischen Grenzen gespielt oder auch bei Benefizkonzerten für Seenotrettung. Nicht nur, weil es mir persönlich ein Anliegen ist, mit Geflüchteten solidarisch zu sein, sondern auch, weil es die Lieder so verlangen – denn auch sie handeln oft von Zwangsmigration und menschenunwürdigen Bedingungen in der neuen Heimat. Die Arbeiter*innenlieder spiele ich oft auf politischen Veranstaltungen gegen Klassenunterdrückung und Ausbeutung, von denen ich aufgrund meiner sozialen Herkunft zwar selbst nicht betroffen bin, aber deren Bekämpfung ein zentrales Anliegen meiner jüdischen Identität ist. Die sogenannten „Volkslieder“, meistens aus der Perspektive von Frauen geschrieben, handeln oft von frauenfeindlicher Gewalt oder Femiziden und sprechen daher direkt zu mir als Frau und als Feministin sowie zu allen anderen FLINTA*.^[1] Und wenn ein Lied einen besonders starken aktuellen Bezug aufweist, dann kommt es auch einmal vor, dass ich es übersetze oder auch umdichte. So ist jiddische Musik mein Mittel zur politischen Intervention und zum Aufbau minoritärer Allianzen geworden.

Die jiddische Liedtradition ist nicht, wie viele Menschen vermuten würden, im Jahr 1945 abgebrochen, sondern hat

sich auch nach der weitgehenden Vernichtung der jüdischen Bevölkerung Europas weiterentwickelt. Allerdings sind viele jiddische Sänger*innen heute, so wie auch ich, nicht mit der jiddischen Sprache und Kultur aufgewachsen, sondern haben sich diese als Erwachsene angeeignet. Und viele dieser Sänger*innen singen nicht nur die alten Lieder, sondern schreiben auch neue. Was mich dabei immer wieder überrascht, ist, wie bewusst politisch aktuell manche dieser „neuen jiddischen Lieder“ sind. Zu diesen zählen etwa das Lied über die Tötung des Afroamerikaners George Floyd durch die Polizei, geschrieben vom New Yorker Sänger Josh Waletzky, das Lied gegen den Angriffskrieg in der Ukraine vom moldawischen Sänger Efim Chorny oder auch ein Lied über die „Trennungsmauer“ in Israel-Palästina vom in Deutschland lebenden Sänger Daniel Kahn. Lieder wie diese sind nicht nur aktuell politisch relevant, sondern schaffen auch neue minoritäre Allianzen: mit schwarzen Menschen in den USA, mit Ukrainer*innen oder mit Palästinenser*innen.

Minoritäre Allianzen entstehen aber nicht nur auf der Ebene der Liedertexte, sondern manchmal auch konkret durch Aktivismus. Es gibt zahlreiche Beispiele von jiddischen Musiker*innen, die ihr künstlerisches Schaffen mit Aktivismus verknüpfen und sich mit anderen Minderheiten solidarisch zeigen. Die jiddische Sängerin Sarah Larsson aus Minneapolis engagiert sich zum Beispiel seit Jahren in der lokalen somalisch-amerikanischen Community als Teil eines somalischen Kulturmuseums – eine Arbeit, die aus ihren eigenen Erfahrungen mit Vorurteilen gegenüber Minderheitenkulturen stammt. Die jiddischen Musiker*innen Sasha Lurje und Craig Judelman haben kürzlich ein jiddisch-ukrainisches Ensemble in Berlin gegründet, in dem auch geflüchtete ukrainische Musiker*innen spielen. Ein besonders ungewöhnliches Beispiel sind die „Yiddishists for Palestine“, eine Gruppe jiddischer Musiker*innen (zu der auch ich gehöre), die sich im Sommer 2021 zusammengefunden haben, um

sich angesichts des asymmetrischen Gaza-Krieges solidarisch mit den Palästinenser*innen unter dem israelischen Besatzungsregime zu zeigen.

Warum sich gerade unter jiddischen Musiker*innen viele Aktivist*innen finden, die gezielt solidarische Minderheitenarbeit machen, ist auch mir ein Rätsel. Ich glaube, dass dies mit der jiddischen Kultur und Geschichte zu tun hat. Jiddisch war die Sprache nicht nur einer, sondern vieler Minderheiten, die in multi-ethnischen Regionen oder Städten gelebt haben – nicht zuletzt wird das durch die hybride Gestalt der Sprache selbst widergespiegelt. Gerade weil die Geschichte der jiddischsprachigen Bevölkerung von Pogromen, Vertreibung und Vernichtung geprägt war, waren minoritäre Allianzen gegen genau jene autoritären Kräfte auch immer eine gewisse Notwendigkeit. Besonders die jiddische Arbeiter*innenbewegung zeigt, dass Jüd*innen nicht nur für sich selbst, sondern auch solidarisch mit anderen Bevölkerungsgruppen organisiert waren. Und diese Geschichte ist für viele Jüdinnen* und Juden von heute eine Inspiration, sich mit jiddischer Musik, Sprache und Kultur zu beschäftigen – aber eben auch sich zu engagieren und minoritäre Allianzen zu schaffen.

Das bedeutet nicht, dass alle jiddisch-sprechenden und -liebenden Menschen solche Positionen vertreten. Aber für viele junge Jüdinnen* und Juden heute, die sich zum Beispiel aufgrund ihrer politischen Haltung oder ihrer nicht-normativen Sexualität aus der eigenen Community ausgegrenzt fühlen, ist die jiddische Sprache und Kultur eine Art Auffangbecken geworden. Für mich ist es jedenfalls genau das: ein Mittel zum Selbstaussdruck und eine Vision einer solidarischen Zukunft. Wie im sozialistischen Lied „In Kamf“ von David Edelstat (1866–1892): „Un mir kemfen, mir kemfen bizvanen // die gantse velt vet vern bafrayt.“ (Wir kämpfen, wir kämpfen, bis die ganze Welt befreit ist.)

Isabel Frey ist jiddische Sängerin, politische Aktivistin und Doktorandin in Ethnomusikologie an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Sie forscht zu jiddischen Liedern und tritt regelmäßig in diversen Ensembles auf.

^[1] FLINTA | Frauen, Lesben, Intersexuelle, Nicht-binäre, Transgendere, Asexuelle und alle anderen, die sich in diesen Bezeichnungen nicht finden.